

# Ludwig Finckh

zu seinem 80. Geburtstag am 21. März 1956

Der stärkste Eindruck, den man heute von einer Begegnung mit dem achtzigjährigen Ludwig Finckh mitnimmt, ist der einer unverwüstlich erscheinenden Jugendfrische, die der äußeren Symptome seines hohen Alters spottet. Bei aller altersreifen Verhaltenseigenschaft und Abgeklärtheit seines Temperaments kann der Dichter nicht verleugnen, daß er eine Kämpfernatur ist, der das untätige Stillsitzen noch nie Freude gemacht hat. Auch heute noch nimmt er immer wieder gerne Stellung zu dem politischen und kulturellen Geschehen in seiner Heimat und draußen in der Welt, und wie in früheren Jahren geht er unverdrossen hinaus, um die Menschen mit der Gabe seines dichterischen Wortes und mit der Kraft seines Herzens zu beschenken. So sehr auf der einen Seite ein lyrisches Element sein Werk prägte – wir erinnern uns daran, daß er einst mit minnesängerhaften Versen begonnen hat – so stark mußte er jenem kämpferischen Zug seines Wesens immer wieder Raum geben. Dabei ist er nie einer unfruchtbaren Polemik erlegen, sondern war stets bestrebt, seine Feder in den Dienst der Erhaltung von Werten zu stellen, die durch die Zeitentwicklung in Gefahr gekommen waren.

Eine solche Gefahr sah Finckh in der Entwurzelung des modernen Menschen – den Begriff Entwurzelung im weitesten Sinne gefaßt. Eine der Kräfte, die er dagegen ins Feld führte, war die Besinnung des Menschen auf sein Ahnen-Erbe. In frühen Jahren, da er noch ein einsamer Streiter auf diesem Gebiet gewesen ist, rief er schon zur Pflege der Ahnenkunde auf, – so in seinem „Ahnen-Büchlein“ aus dem Jahre 1920, dem in den Jahren darauf eine Reihe ähnlicher Veröffentlichungen folgte: („Ahnengarten“, „Ahnenhorst“, „Heilige Ahnenschaft“, „Das Vogelnest im Ahnenbaum“, „Das deutsche Ahnenbuch“.) In der Erzählung „Bricklebritt“ (1926) haben sich diese Bestrebungen zu einer Dichtung kristallisiert, die einst viele junge Menschen für den Ahnengedanken erwärmt hat.

Den gleichen Zielen dient Finckhs Schaffen dort, wo er sich der Pflege des Heimat-Erbes widmet. Das tat er nicht nur in zahlreichen beschreibenden und erzählerischen Werken aus der Welt seiner engeren Heimat, dem Land um den Bodensee, sondern auch in seinem aktiven Kampf um die Erhaltung der Hegau-Landschaft, deren ursprüngliches Bild durch bestimmte Eingriffe bedroht war.

Neben die äußere Heimat trat das Bemühen um die geistige, die Ludwig Finckh nicht weniger wichtig war. Er hat ihre Kräfte aufgezeigt und dargestellt in einer Reihe von teils biographischen Erzählungen, die bedeutenden Menschen gewidmet sind: „Ein starkes Leben“ (Um den Pfälzer Konrad Krez, der 1848 seine Heimat verließ und in Amerika zu hohem Ansehen gelangte), „Stern und Schicksal“ (Um den Astronomen Johann Kepler), „Der göttliche Ruf“ (Um den Mathematiker Robert Mayer), „Die Kaiserin, der König und ihr Offizier“ (Um Friedrich den Großen, Maria Theresia und den aus einer Heidenheimer Kürschnerfamilie stammenden späteren General Johann Jakob Wunsch) u. a. m.

Die seiner ersten Schaffensperiode entstammenden Erzählungen: „Der Rosendoktor“, „Rapunzel“, „Reise nach Tripsdrill“, „Der Bodenseher“, die dem schwäbischen Heimatboden ebenfalls tief verpflichtet sind, mögen in ihrer konservativen Sprachform dem Stilempfinden des Menschen von heute nicht mehr ganz gemäß sein. Als Ausdruck ihrer Zeit behalten sie ihre Bedeutung, und gerade heute fühlen wir immer wieder einmal das Bedürfnis, dem innigen Sprachklang einer vergangenen Zeit nachzulauschen, die unserer Eltern- und Großeltern-Generation einst glückliche Heimat gewesen ist.

Der Romantiker, der in dem Dichter Ludwig Finckh trotz seiner erlebnisfrohen Aufgeschlossenheit dem Wirklichen gegenüber immer mit am Werke ist, hat ihn in seiner Lyrik Klänge finden lassen, denen eine echte Verzauberungskraft innewohnt. Auch hier überwiegt das konservative Element, das den Gehalten, um die es dabei geht, die ihnen gemäße Form sichert („Rosen“, „Fraue, Du“, „Mutter Erde“, „Der Rosengarten“). Die Liebe in ihren mannigfachen Abwandlungen ist wohl das Hauptthema dieser Lyrik: Frauenliebe, Liebe zu Erde und Natur, zu Pflanze und Tier, Liebe zur Heimat, Liebe zum Nächsten: Auf diese Melodien ist die Leier Finckhs gestimmt, frei von falschem Neutöner-Ehrgeiz, den stillen Kräften des Lebens zugetan, voll inniger Freude am Kleinen wie am Großen und von einer dankbar bewegten Heiterkeit durchleuchtet.

„Es lag mir daran“, bekennet Finckh selber einmal von sich, „dem Volke nahe und verständlich zu sein, das lebendige Leben in die Verzauberung zu erheben. Aus der Romantik der Jugend und dem Idyll der



Mannesjahre kam ich in die Not der Zeit, deren Kelch bis zur Neige auszukosten mir beschieden war. Daß dennoch ein Lächeln nicht fehle, möge man mir verzeihen. Das Wort Dennoch stand über meinem Leben."

Wir, die wir des Dichters an dieser Stelle zu seinem 75. Geburtstag gedachten, freuen uns aufrichtig darüber, daß wir ihm nun auch zum 80. Geburtstag unsere Wünsche überbringen dürfen. Es ist in den letzten Jahren einsam um ihn geworden. Mancher, mit dem er einst ausgezogen, ist nicht mehr. Bald nach dem 75. Geburtstag starb ihm seine Lebensgefährtin, und die Reihe der Freunde hat sich gelichtet. Aber nicht von ungefähr bekennt Ludwig Finckh, daß das Wort Dennoch über seinem Leben gestanden hat. Verluste, Leid und Unglück (nicht das geringste: die Krankheit seiner Augen, die ihm seit Jahrzehnten so viel zu schaffen macht und ihm seine äußere Sehkraft weitgehend geraubt hat) haben ihm nicht die Liebe zum Leben genommen, sondern haben ihn nur noch

dankbarer und weiser gemacht, und immer noch ist er Mittelpunkt eines weiten Kreises von Freunden, an die er mit treuer Selbstverständlichkeit in Rundbriefen und Lesungen das Wort richtet.

Gewiß: Ludwig Finckh ist kein Stern am Himmel der ganz Großen und er hat stets neidlos anerkannt, daß der Ruhm des Jugendfreundes Hermann Hesse, dem er über alle Zeitläufte hinweg treu verbunden geblieben ist, den eigenen überstrahlt hat. Aber sein Werk wird, mag manches darin auch vergänglich sein, seine geschichtliche Bedeutung behalten, da sich in ihm eine der wichtigsten Stimmen des schwäbischen Schrifttums seit der Jahrhundertwende dokumentiert. Noch steht Ludwig Finckh mitten unter uns, und die ehrwürdige Gestalt des weißhaarigen Dichters, der immer noch rüstig seine schwäbische Heimat durchwandert, erinnert uns auch bei diesem Anlaß an die reiche Leistung seines vorbildhaften Lebens, der unser aller aufrichtiger und herzlicher Dank gilt.

*Hellmuth Langenbucher*

## Musik und Landschaft

Armin Knab und seine Begegnung mit Württembergisch-Franken

*Von Otto Borst*

Kunstlied und Volkslied der Deutschen scheinen, wenn gleich verschiedener Gestalt, im selben Winkel aufgewachsen zu sein: In der Stille, in der Zartheit und Eindringlichkeit innerer Einkehr, dort, wo die Menschenseele sich wie von Flügeln getragen über das Irdische unseres Daseins hinaushebt in ein Land nievergehenden Glanzes. Es waren gnadenvolle Stunden, die uns einen Schubert geschenkt haben, den eigentlichen Begründer des deutschen Kunstliedes, die Schumann und Brahms, Löwe und Hugo Wolf die Stimme gaben, um dieses köstliche Kleinod unserer Musik, das Kunstlied, das ganze letzte Jahrhundert hindurch weitertönen zu lassen. Wahrhaft klingende Namen sind es, die beinahe jedem vertraut sind, dem besonders, der einmal Schuberts Müllerlieder, Schumanns „Mondlied“, Löwes Balladen oder Wolfs Mörikevertونungen gelauscht hat. Sind heute Liederkomponisten da, so fragen wir uns unwillkürlich, welche jene unvergängliche Namenreihe fortsetzen könnten? Oder sollte der harte Takt unserer schnellebigen und marktschreierischen Zeit es verwehrt haben, daß irgendwo eine reine Melodie entstehe und daraus ein einmaliges, echtes Kunstwerk, ein Lied, werde?

Blicken wir auf Armin Knab, der im letzten halben Jahrhundert langsam in der Zahl unserer wertvollen Musikschöpfer Aufnahme fand und „zum gesicherten Besitz

einer ständig wachsenden Gemeinde geworden“ ist, so empfinden wir Trost und Beruhigung zugleich: Er ist Lieddichter, in der ganzen Kraft seines Wesens, seine Lieder sind nicht die strenge Konstruktion eines „modernen Musikers“ um jeden Preis – wie könnte es auch sein – sondern Ausfluß eines wahren musikalischen Dichtergemütes. Wenn heute landauf landab Knabs Lieder in Schule und Haus und Konzertsälen gesungen werden, dann nur, weil man hier noch – oder wieder einmal etwas von der „Trösterin Musika“, wie Luther sie nannte, zu spüren vermeint, weil hier Musik nicht als Selbstzweck und nicht als verquälte, komplizierte „Komposition“ eines komplizierten, innerlich ruhelosen Einzelgängers, sondern letztlich immer als erlösende Harmonie erklingt, weil, wie ein moderner Geistesgeschichtler sagt, „nicht fremde kandierte Früchte“ geboten werden, „die Magenweh und Übersättigung wirken“, sondern Teilstücke echter und ursprünglicher Kunst. „Ein Poet lebt in ihm“, so schreibt Oskar Lang, der beste Kenner Armin Knabs, „begnadet von Eros und Phantasie, der die Wunder der Welt als Klangwunder erlebt, die er in quellfrischer, lebensdurchhauchter Unmittelbarkeit vor uns ausbreitet.“

Schon solcher Wesenszüge wegen könnte man versucht sein, die Wiege Knabs irgendwo im fröhlichen, musikliebenden Frankenland zu suchen. Tatsächlich hat er, der